

„Vorbei – ein dummes Wort“, das Goethe-Zitat aus dem „Faust“, ist das Leitmotiv dieser Seite. Wir erinnern hier jeden Freitag an Berliner, die in jüngster Zeit gestorben sind.

Heiner Hütsch

Geb. 1940

Die Welt ist weit, und weiter noch kann sie sein in einem Kopf

Er könnte den Wecker an die Wand werfen. Dieses Schril-len, in dieser Herrgottsfrühe, früher noch als sonst, normaler-weise steht er in letzter Sekunde auf, isst rasch eine Schüssel Haferflo-cken und setzt sich dann auf sein Fahrrad, aber da gibt es diesen Jungen, der wahrscheinlich gar keinen Wecker besitzt, ein Dauerschwänzer, dessen Zukunft, wenn man ihn nicht von der Haustür bis zum Schultor begleitet, düster aussieht. Seinetwegen muss er jetzt noch eine halbe Stunde früher raus.

Einerseits ist Heiner Hütsch der große Ermunterer, der seinen kostbaren Schlaf opfert; andererseits sollte niemand Moti-vation mit Milde verwechseln. Aber seine Strenge verfolgt immer einen Sinn: Verantwortung. Zum Beispiel fordert er die Schüler auf, sich selbst zu bewerten. „Versucht einen unverstellten Blick auf euch“, sagt er, „dann vergleichen wir eure Einschätzung mit meiner. So könn-ten wir zu einem umfassenderen Bild jedes Einzelnen kommen.“ Oder die Idee mit dem Klassenbuch: Die Schüler haben es zu führen, es von Unterrichts-raum zu Unterrichtsraum zu tragen, je-den Vermerk, jede Note zu zu notieren. Dem Direktor der Schöneberger Georg-von-Giesche-Schule ist das dann aber alles ein bisschen zu viel Verantwor-tung, und er verbietet die Klassenbuch-sache. Dafür bemerkt er später einmal scherzend: „Ich bin gern Schulleiter un-ter Heiner gewesen.“

Heiners Energie ist erstaunlich. Dazu seine Hartnäckigkeit. Allein was sein Fach, Arbeitslehre, betrifft, das er über-haupt erst an der Schule eingeführt hat. Da wird während des Unterrichts nicht ein wenig geredet, ein wenig gebastelt, da werden stundenlang Schrottplätze nach brauchbaren Teilen durchsucht, die er dann in der Werkstatt zusammen-schweißen und nieten lässt, doch nichts, was hinterher in irgendeiner Ecke ver-schwindet, sondern Lampen, Kerzenstän-der, Regale, nützliche Dinge, die man auch verkaufen kann, wodurch die Schü-ler zusätzlich eine Vorstellung von ökonomi-schen Prozessen bekommen.

Dass er Lehrer werden will, weiß Hei-ner von Anfang an. Obwohl seine eigene Schulzeit nach acht Jahren erst einmal en-det, in seiner Familie studiert niemand, nicht, weil es verpönt gewesen wäre, son-dern weil es so ist, in den Fünfzigerjäh-ren, in der westfälischen Kleinstadt, mit vier Geschwistern, einem Garten, Hüh-nern, Schweinen, Schafen. Er lernt Elek-triker, wird im Betrieb von den älteren Mitarbeitern „kleiner Meister“ genannt, denn er ist etwas schneller und schlauer als die anderen, steht immer ein wenig außerhalb, wie zu Hause, denkt Dinge, die der Rest der Familie nicht denkt, alles CDU-Wähler, bis auf einen Onkel, einen SPD-Mann, der ihn zu einer Veranstat-tung mit Willy Brandt mitnimmt. Und wenn er dann hoch oben auf den Leitungs-masten steht, um irgendwas zu reparie-ren und dabei über das Land schaut, weiß er, dass er das nicht bis ans Ende seiner Tage machen möchte.

Also los. Zuerst nach Essen fürs Fach-abitur, weiter an die Pädagogische Hoch-schule nach Bonn für Mathe, Physik und Arbeitslehre, dann, jetzt zusammen mit Hiltrun, nach Ber-lin, an die Giesche-Schule.

Doch besteht die Welt ja nicht aus Westfalen, Bonn und Berlin. Die Welt ist weit, und weiter noch kann sie sein in einem Kopf. An ei-nem Sommertag 1961 sitzt Heiner in der Fatih-Moschee in Istanbul, angelehnt an eine Säule. Ein elfjähriger Junge spricht ihn an: „Sprechen sie Deutsch? Ich lerne Deutsch, ich möchte kein Geld, ich zeige ihnen die Moschee.“ – „Gern“, sagt Heiner, und sitzt später inmitten von Ahmets Familie und trinkt türkischen Kaf-fee.

Vier Jahre darauf lädt Heiner Ahmet nach Westfalen ein, im Umschlag zum Einladungsbrief liegen 120 Mark für die Fahrkarte. Familie Hütsch probiert zum ersten Mal schwarze Oliven. Heiner ist ganz Lehrer. Er bringt Ahmet das Fotogra-fieren bei und das Autofahren, zuerst auf Feldwegen, dann auf Bundesstraßen und Autobahnen, ohne Fahrerlaubnis, diese kleine Formalität interessiert Heiner nicht die Bohne.

Verrückt, ein schönes Wort, mit dem man sorgsam umgehen muss. Denn diese schöne Verrücktheit hat etwas mit Frei-heit zu tun. „Los, hoch mit euch“, ruft er mitten auf Reisen seiner Tochter und sei-nem Sohn zu, hält am Waldrand, und die beiden klettern auf das Dach des VW-

hängt und die sie dann am Morgen mit wohligem Grausen in der Luft schweben sehen. Oder die Sache mit der Sauna: Er will unbedingt eine, und zwar eine mit runden Wänden. „Du hast eine Macke“, sagen die anderen. Am Ende steht die Sauna, und sie hat runde Wände. Oder das Haus, das sie in Schöneberg kaufen. Ein Gemeinschaftsprojekt, das sich über zehn Jahre hinzieht, nicht eingerechnet die Zeit der Suche nach dem perfekten Objekt. Heiner ist von den Angeboten nie ganz überzeugt, also wird weitergesucht, immer weiter. Dann, als es das Haus gibt, Wochenende für Wochenende bauen, verputzen, schrauben, hämmern alle zusam-men, Streit und Versöhnung, bis die be-haglichsten Woh-nungen entstehen, plus Töpfer-, Web- und Metallwerkstatt, plus Druckerei und Fotolabor.

Ahmet ist inzwi-schen Teil seiner Fa-milie, genau wie er ein Teil von Ahmets Familie ist. Sie reisen zu zweit durch die Türkei, schlafen im Freien, fahren nicht über die Tigris-Brücke, das kann ja jeder, sie fahren durch den Tigris, sprechen über Politik und Glauben. Heiners Verhältnis zur katholischen Kirche ist ein distanzier-tes, diese zählen Gespräche mit dem Pfar-ter, der ständig ausweicht, der kaum eine Frage hinreichend beantwortet. Heiner schreibt an Ahmet: „In den letzten Jahren habe ich viel im Koran gelesen.“ Seinen Schülern sagt er: „Wir schauen uns die Su-ren jetzt mal genauer an“, und fährt dann mit ihnen in ein anatolische Dorf, um bei einem Schulbau zu helfen.

Er ist Lehrer, wo er geht und steht. Die Freunde rollen manchmal mit den Augen, denn er betätigt sich auch gern in der „Erwachsenenbildung“. Aber wirk-lich wichtig sind die Kinder, nicht nur die deutschen. 2002 sitzt er mit einem afgha-nischen Freund in einer Kneipe und dann fällt so ein Man-müsste-mal-Kneipen-satz. „Man müsste etwas für das Land, für Afghanistan machen.“

Man müsste – wir machen. Sie grün-den einen Verein, fahren 2004 nach Kabul. In der Stadt spricht es sich wie ein Lauffeuer herum: hier sind Deut-sche, die wollen uns helfen, eine Schule zu bauen. Entscheidend ist, dass es nicht eine von außen aufgedrängte Ak-tion wird. Sie holen sich die Zustim-mung vom Mullah und von den Dorfäl-testen. Kohna Khomar, wo die Schule gebaut werden soll, liegt vier Stunden von Kabul entfernt. Biblische Land-schaft, Wüste, Berge. Verrostende Pan-zer. Die Dorfältesten setzen sich mit den beiden unter Apfelbäume und ver-handeln, dann steigen sie mit ihnen ei-nen Hügel hinauf und stecken den Grundriss für das Gebäude mit Steinen ab. Zurück in Berlin, müssen Partner für die Finanzierung gefunden werden, ein langwieriger Prozess. Die „Unicef“ steigt in das Projekt ein. Heiner baut mit Schülern in der von ihm gegründe-ten Afghanistan-AG Modelle aus Kera-mik und Styropor. Ein Architekt zeich-net unentgeltlich Entwürfe. Am 1. No-vember 2008 wird die „Zandra-Wo-mens-School“ eröffnet, benannt nach Zandra, einem Mädchen der Georg-von-Giesche-Schule, das im Frühling desselben Jahres mit 17 von einem Lkw überfahren wurde.

Seit drei Jahren, seit 2005, arbeitet Heiner nicht mehr als Lehrer. Offiziell. Er ist trotzdem ständig in der Schule. Er führt Konfliktgespräche, ist Drogen-kontaktlehrer. Zuhause hört er Mahalia Jackson und Mikis Theodorakis und Mussorgski. Er plant weitere Reisen nach Kabul. Er geht jeden Abend erst gegen zwei, drei ins Bett. Die Energie scheint nicht nachzulassen.

Obwohl, ganz ist sein Herz nicht in Ordnung. Und irgendetwas stimmt auch nicht mit seinem Kopf, mit dem Kurzzeitgedächtnis. Manchmal ist er ge-radezu verwirrt. Demenz, sagen die Ärzte. Nein, denkt Hiltrun, das ist es nicht. Die richtige Diagnose wird ge-stellt, als es fast schon zu spät ist, Herpes im Gehirn. Er erholt sich ganz gut. Dann die zweite Diagnose, Krebs.

Er geht über die Fassungskraft, der Tod, er ist eine Zumutung, an das Den-ken, das Fühlen, die Freude.

TATJANA WULFERT

Busses, bevor die Fahrt unter Freudengeschrei weitergeht. Und wenn sie dann im schwedi-schen Sommerhaus an-kommen, dürfen die Kin-der ihre Spaghetti aus-schließlich mit den Hän-den essen. In Schweden wird Heiner zu Dracula, vor dem sie kreischend davon laufen, der ihre Kleider in der Nacht an durchsichtigen Angel-schnüren an Bäume

Mit seinen Schülern fährt er nach Anatolien. Sie helfen bei einem Schulbau



Friedhof II der Sophiengemeinde an der Bergstraße in Berlin-Mitte.

Foto: Doris Spiekermann-Klaus

Margot Reinecke

Geb. 1932

„Meine Generation spricht nicht über Gefühle“

Warum ihre Großmutter nicht mit zurück nach Berlin kommen konnte, hat Margot Reinecke nie verstanden. Es be-deutete: Von nun an war sie ganz auf sich allein gestellt.

Margot Reinecke ist 13, als sie im Herbst 1945 in das zerstörte Berlin zu-rückkehrt. Die Mutter ist früh gestorben, der Vater, den sie verehrt, in Russland verschollen, und ihre Großmutter muss sie zurücklassen in einer Kurhotelküche an der Ostsee. Margot zieht zu ihrer Tante in den Wedding, einer strengen Frau mit viel Geld und wenig Herz. Als Margot einen Jungen auf der Türschwelle küsst, kippt die Tante einen Eimer kaltes Wasser aus dem ersten Stock über die Lie-benden. Um ihren eigenen Wünschen nachzugehen, muss Margot sich verste-cken oder weglaufen. So etwas prägt ein Leben. Vielleicht deshalb gibt ihr die Ka-mera später so viel Halt. Die Welt durch eine Linse zu betrachten bedeutet auch, die Welt auf Abstand halten.

Erst einmal aber rennt die 17 Jahre alte Margot dem Schneider Karl in die Hände. Ost-Berliner, Hobbyboxer mit ei-ner Tolle über der Stirn, die ihn verwe-gen aussehen lässt, – und doppelt so alt wie Margot. Er schenkt ihr Salamibrote und trotz des Altersunterschieds ist Karl für die junge Frau ein Glückssgriff, eine Chance, von der Tante fortzukommen. Also küssen die zwei sich heimlich, dann heiraten sie. Auf ihrem Hochzeitsfoto hält Margot einen Strauß Rosen im Arm,

die dunklen Haare hat sie zur Seite gescheitelt, sie schaut zufrieden in die Kamera. Margot zieht aus und wird mit ihrem ersten Kind schwanger. Es ist nicht das Traumle-ben, in das sie nun hinein-stolpert, aber es ist ihr ei-genes Leben. Und sie ist nicht mehr alleine.

Mit Karl findet sie eine kleine Wohnung am Baye-rischen Platz, sie arbeitet jetzt in einer Schneide-rei. Was ihr wichtig ist: Struktur. Sie macht das Frühstück, arbeitet, kümmert sich um die Kinder, kocht. Jeden Sonntag backt sie Pflaumenkuchen mit viel Öl und ohne Backpapier, am Wochenende wird gemeinsam gespielt. Ob sie das gerne gemacht hat, fragen ihre Kinder sie später. „Es gehörte eben dazu“, antwortet sie. „Mutterpflicht.“

Es ist Ende der fünfziger Jahre, als sie beginnt zu fotografieren: Alltagsszenen, Standbilder, Begegnungen. Sie bekommt ein zweites Kind, und die Familie fährt erstmals in den Urlaub, zuerst mit dem blauen Opel und Zelt an die Ostsee und nach Österreich, später mit einem schwarzen Wagen nach Südf Frankreich. Durch ihre Kameralinse sieht Margot eine Familie, die nah zusammenrückt, Va-ter, Mutter, Kinder, Auto. Es sind Bilder wie aus der Werbung.

Zu Hause erfüllt Margot weiter die Mut-terrolle. Als sie die Schneiderei schließt

Insekten, vermeintlichen Müll. Von ih-rem Sohn lässt sie sich eine Leica. Es ist die erste Kamera, die sie ganz allein besitzt. Jahrelang hatte sie gespart, nach dem Tod ihres Mannes ist dann plötzlich genug Geld da. Mit dem Erbe ihrer Tante kauft sie sich ein kleines Reihenhaus in Marien-felde, sie trifft sich mit Männern und fin-det schnell einen, der ihr gefällt. Heinz heißt er und mit ihm geht sie nun regelmä-ßig zu Foto-Vereinen, nimmt an Wettbe-werben teil. Beim Fotografieren konzen-triert sie sich auf die ganz kleinen Dinge. Es sind nur noch winzige Ausschnitte,

müssen, fängt sie bei ei-ner Speditionsfirma an zu arbeiten. Wenn die Fa-milie im Wohnzimmer vor dem Fernseher sitzt, steht Margot in der Kü-che und kocht. Sie räumt auf und putzt. Nur mit der Kamera kann sie sich zurückziehen, nur dort ist sie mit sich alleine. Sie konzentriert sich jetzt mehr auf Details, fo-tografiert Dinge, die auf der Straße liegen, Tiere, Insekten, vermeintlichen Müll. Von ih-rem Sohn lässt sie sich eine Leica. Es ist die erste Kamera, die sie ganz allein besitzt. Jahrelang hatte sie gespart, nach dem Tod ihres Mannes ist dann plötzlich genug Geld da. Mit dem Erbe ihrer Tante kauft sie sich ein kleines Reihenhaus in Marien-felde, sie trifft sich mit Männern und fin-det schnell einen, der ihr gefällt. Heinz heißt er und mit ihm geht sie nun regelmä-ßig zu Foto-Vereinen, nimmt an Wettbe-werben teil. Beim Fotografieren konzen-triert sie sich auf die ganz kleinen Dinge. Es sind nur noch winzige Ausschnitte,

die sie interessieren: Risse im Türrah-men, Ornamente, Verzierungen.

Sie arbeitet, bepflanzt ihren Garten, kümmert sich um den neuen Mann. Als sie ihren ersten Schlaganfall erleidet und sich den Kopf aufschlägt, zieht sie sich am Tisch hoch und läuft auf die Straße, um Hilfe zu holen. Wichtig bleibt auch jetzt, zu funktionieren. „Meine Generation spricht nicht über Gefühle“, sagt sie. Statt-dessen läuft sie mit ihrer Kamera durch die Stadt und stellt die Fotos in Foto-Verei-nen in Steglitz und in Kreuzberg aus.

Irgendwann beginnt die Demenz ihren Kopf langsamer werden zu lassen, aber Margot lässt sich nichts anmerken. Erst als Heinz stirbt, bricht etwas in ihr. Sie ist jetzt wieder allein, die Krankheit wird schlimmer, bald kann sie die Kamera nicht mehr halten.

Silvester 2016 tanzt sie noch ein letz-tes Mal mit ihrem Sohn. Sie ist klein ge-worden und schmal, ihr Haar dünn. Der Sohn wirbelt Margot durch das Zimmer, sie lacht, dann lässt sie sich auf das Sofa fallen. Sie sagt: „Man sollte zwischen dem Tanzen gar nicht aufhören müssen, um etwas zu trinken.“

PAUL HILDEBRANDT

Anregungen und Vorschläge für die Nachrufe-Redaktion: Tel. 29021-14712 E-Mail: nachrufe@tagesspiegel.de Die Nachrufe der letzten Wochen können Sie im Internet lesen: www.tagesspiegel.de/nachrufe